

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Weltbegebenheiten

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Weltbegebenheiten.

Vom Juni 1897 bis zum Juni 1898.



Das war eine böse Zeit! Zwölf schlimme Monate, — einer immer unruhiger als der andere! Handel und Gewerbe zwar gingen die Zeit über stark in die Höhe, aber draußen in der Welt sah es böse aus,

und der Hansfrieder, wenn er hinterm Pfluge herging, war nicht sicher, daß über Nacht nicht die Kommission komme, um ihm sein bestes Roß für die Artillerie auszuspannen, und der Meister Kilian

hatte es mit der Angst, daß ihm mit einemale die Werkstatte leer werde, — alle Gesellen zu den Soldaten einberufen! Es ist aber noch alles so leidlich abgegangen! Es ward mehr äsonniert als geraucht in der Welt; richtigen Krieg gab es wenigstens hier zu Lande nicht; ja, in ganz Europa gab es einen, seit erst die Griechen und die Türken sich besonnen und Frieden über doch vorerst einmal Waffenstillstand miteinander gemacht hatten, denn zum wirklichen Frieden sollen sie noch lange nicht kommen, und um ein Haar hätten sie von neuem Krieg miteinander bekommen, nur weil sie über den Frieden nicht einig werden konnten. — Dafür war in der übrigen Welt richtiger und wirklicher Krieg gerade zur Genüge; von Sonnenaufgang bis Niedergang hat's gedonnert und gewettert; und noch jegund könnt Ihr's hören — wenn Ihr die Ohren fein spitzt —, wie die Kanonenschüsse fallen. Injer liebes



Fürst Hohenlohe gab sich alle Mühe, den Reichskarren wieder ins richtige Geleise zu bringen.

schehen war. Wer neben dem Fürsten Hohenlohe als Reichskanzler in Deutschland bislang immer das erste und größte Wort geführt hatte, das war niemand anders als der Herr v. Bötticher, und er hätte ein Recht und auch das nötige Mundstück dazu. Er war einer der Allerersten von allen den hohen Herren, die um den Kaiser herum waren; er war Staatssekretär für alle inneren Geschäfte im Deutschen Reiche und ein für allemal Stellvertreter vom Reichskanzler, wo der etwa abgehalten war. Er verstand es auch aus dem ff! Nach oben hin war er allemal lieb Kind und nach unten hin wußte er immer so schöne Worte zu setzen, selbst wenn er nichts zu sagen oder etwas abzuschlagen hatte, daß ihm keiner ernstlich böse sein konnte, — kurz, er war einer von denen, die es gern aller Welt recht machen. Er paßte also ganz vortrefflich in die Zeit, wo der Herr v. Caprivi das Regiment führte; er paßte aber nicht mehr in die neue Zeit. Der Fürst Hohenlohe gab sich alle Mühe, den deutschen Reichskarren wieder ins richtige Geleise zu bringen, der teils in die Dörner, teils in den Lehm gefahren worden war. Um da kräftig mit zuzufassen, gehörten andere Leute hin, Leute mit kräftiger Faust und entschiedenem Willen.

Der Herr v. Bötticher wurde nach Magdeburg als Oberpräsident gesetzt, was wohl so eine Art Straf- oder Ruheposten sein muß, denn verschiedenlich sind schon Minister, die nicht mehr recht voran wollten oder die gar einen Bock geschossen hatten, zu Oberpräsidenten gemacht worden, wie z. B. der Herr v. Gofler, als er dem Dr. Koch für seine Tuberkelbrühe einen ausnahmsweise schönen Orden besorgt hatte, während sich doch alsbald zeigte, daß die besagte Brühe zu gar nichts nutz ist als zum Wegschütten. — Außerdem verschwand der Herr v. Marshall aus Berlin, derselbe, von dem der Hintende — wenn's gleich ein badischer Landsmann ist — sagen muß, daß er sich schon sehr lange ausgezeichnet für solch besagten Oberpräsidentenposten geeignet erwiesen hätte. Aber er kam noch glimpflich weg; er ward nicht Oberpräsident, nein, so schlimm ging es ihm nicht; er wurde nur Botschafter und zwar zu Konstan-

Deutschland

über ist — Gott sei's gedankt — weit vom Schuß und ist es die ganze Zeit über gewesen, wenn darum auch noch lange nicht eitel Friede und Ruhe im Reiche war. Im Gegenteil: Es ist bunt genug hergegangen und es hat sich verschiedentliches gegen früher arg geändert, aber eines ging so sachte ums andere, daß man's erst merkte, als es längst schon ge-



Staatssekretär v. Bülow.

6

tinopel beim türkischen Sultan, wo er aber gerade weit genug weg war, um denen nicht mehr dazwischen zu kommen, die nun in Berlin ans Kluder gelangten. Wen der deutsche Kaiser sich aber dazu ausgesucht hatte, das war vor allem der Herr v. Bülow, den er extra dazu aus Rom kommen ließ, wo er bis dahin als deutscher Botschafter gefessen hatte. Er bekam die Stelle, die bislang der Herr von Marshall zu verwalten hatte; er wurde Staatssekretär im Aus-

Ende mit ihm war. Der Hinkende hätte ihm einen leichteren, einen schöneren Tod als den unter dem Messern der Doktoren gegönnt, denn er hatte ihm besonders ins Herz geschlossen, und voll Dankbarkeit und Ehrfurcht gedenkt er des Briefleins, das der große Mann ihm einstens geschrieben, als der Hinkende ihm ein „Bravo“ zugerufen, daß er seine Beamten anmahle, die vielen unnützen Fremdwörter draußen zu lassen. Der Hinkende legt deshalb seinen Kranz auf das Grab

des Mannes, der so viel fürs Deutsche Reich und für die deutsche Post gethan hat. Gegen seine Gemoltheit begann sich der deutsche Kaiser eine ganze Weile lang, wen er dem Herrn v. Stephan als Nachfolger geben sollte. Der Geheimrat Köhler, der bis dahin immer Stephens Stellvertreter gewesen, wäre in der Reihe daran gewesen; aber auch die andern Geheimräte spannten auf die schöne Stelle. Doch der Kaiser wollte von ihnen allen nichts wissen. Er nahm sich einen Lehn-



Der Kaiser machte mit eigener Hand eine schöne große Zeichnung zurecht.

Mann aber ist es besonders schade! Denn wär' er im Amte geblieben, dann wär' es auf dem schönen Wege, den er eingeschlagen, munter weiter gegangen; er hätte noch einige Duzend Versicherungsarten mehr eingeführt; Geld wäre nicht mehr nötig gewesen; es hätte sich alles in Marken verwandelt.

— Ein vierter Reichsbeamter, der abging, aber leider ganz gegen seinen Willen und zwar mit dem Tode, — das war der Oberreichspostmeister Herr



v. STEPHAN.

Einrichtungen und aber Tausenden von Beamten geschaffen! Er hat auch den „Weltpostverein“ ins Leben gerufen. Wahrhaftig, das war genug Arbeit für ein Menschenleben, und ein Wunder war es somit nicht, wenn er bei Weiterem nicht mehr mithun wollte. Leider hat der große Mann traurig enden müssen! Erst schnitten sie ihm eine Zehe ab und dann immer Stück für Stück das Bein, bis es zu

Postuniform, aber dafür Husarenuniform getragen hatte, nämlich den General v. Bobbielski. Das war ein Aufsehen! Die Briefträger freuten sich unendlich; sie meinten, jetzt würden sie alle beritten gemacht werden; die Kaufleute aber räsonnierten, weil sie dem Manne gar nichts zutrauten. In der Wirklichkeit hat sich gezeigt, daß er gut für sein Amt paßt; er hat gleich gut

Willen gezeigt und verschiedenes verbessert. Etliche Geheimräte aber, welchen die fette Stelle entgangen war, reichten alsbald ihren Abschied ein. — Von der Post kommt der Hinkende auf die Marine zu sprechen. Auch da haben sich Änderungen nötig gezeigt. Staatssekretär war da bislang Herr Hollmann, der sich die schönste Mühe gab, vom Reichstage soviel Geld zu bekommen, um etliche neue Kriegsschiffe bauen zu können; aber alles, was er den Herren vom deutschen Reichstage vorrechnete, nützte nichts; die Herren blieben störrisch und gaben keinen Kreuzer — für die „Kreuzer“; und doch braucht das Deutsche Reich die Schiffe so nötig, wie der Hansrieder einen neuen



Staatssekretär v. Bobbielski.

Pflug braucht, wenn der alte abgenutzt ist, und der Meister Kilian einen neuen Blasebalg, wenn der alte Luft läßt und durchaus nicht mehr zu ficken ist. „Das Ding müssen wir am andern Ende anfangen,“ — so sagte sich da der deutsche Kaiser. „Bis jetzt ist immer viel zu wenig an Schiffen verlangt worden; wir sind zu bescheiden gewesen. Verlangen wir einmal einen ordentlichen Posten! Etwas davon werden uns da die Herren schon zubilligen.“ Der Kaiser setzte sich an den Tisch und machte mit eigener Hand eine schöne große Zeichnung zurecht. Da konnte man deutlich sehen, wie viele und wie mächtig große Schiffe die andern Völker der Welt auf dem Wasser schwimmen haben, nament-



Staatssekretär Tirpitz.

lich aber die Engländer, die Russen und die Franzosen, — und wie wenige und wie kleine die Deutschen! Diese schöne saubere Zeichnung gab der Kaiser in den Druck, und allen, die's anging, und namentlich den widerspenstigen Reichstagsboten ließ er einen Abzug zustellen. Ja, da ging verschiedenen erst ein Lichtlein auf, und solche, die vordem nicht ein einzig Schiff mehr haben wollten, legten jetzt bedachtsam die



Prinz Heinrich von Preußen.

Finger an die Nase und berechneten sich, zu wie vielen wohl das Geld in der Reichskasse auslangen möchte? Der Herr Hollmann, der bislang nichts Rechtes fertig bekommen, mußte abgehen, und dafür ward der Admiral Tirpitz herangeholt, der sich alsbald vor dem Reichstage ins Zeug legte und nicht eher aufhörte, als bis er sie alle windelweich hatte. Sie sagten „ja“ und „Amen“ zu allem, was er von ihnen verlangte; ja, sie thaten sogar noch mehr und bestimmten, daß all die vielen Schiffe, die der Kaiser zu haben wünschte, schon in sechs Jahren, anstatt erst — wie verlangt — in sieben Jahren fertig sein sollten. Da freute sich der Kaiser, und als das neue Gesetz schwarz auf weiß stand, drückte er dem Herrn Tirpitz kräftig die Hand und machte ihn zum Minister. Wie nötig aber gute, starke Kriegsschiffe fürs Deutsche Reich sind, das hat sich in letzter Zeit mehr als ein-

mal gezeigt. Den Chinesen war es unangenehm und doch sehr dienlich, daß ihnen etliche deutsche Kriegsschiffe vor die Nase gerückt wurden, als sie sich dreisteten, zwei deutsche Missionare umzubringen, was dann zur Folge hatte, daß sie ein schönes Stück Land, Kiautschou, pachtweise ans Deutsche Reich abtreten mußten, wozu der deutsche Kaiser seinen einzigen Bruder Heinrich extra nach China sandte, damit er die Pachtung richtig mache. Auch gegenüber den Wollköpfen, die auf der Insel Haiti sitzen, that es gut, daß zwei deutsche Schiffe zur Hand waren, als sie sich dagegen sperrten, einen deutschen Unterthanen freizugeben und zu entschädigen, den sie widerrechtlich eingekerkert hatten. Außerdem ist es der Kolonien wegen nötig, daß das Deutsche Reich eine starke Flotte hat, um zur passenden Zeit mit Truppen und Kriegsmaterial zur Stelle zu sein. Wie schön sich diese Kolonien gerade in letzter Zeit gemacht haben, hat der Hintende bereits in seiner diesjährigen Standrede auseinandergesetzt. Hier aber will er noch einmal auf die schöne große Kolonie verweisen, welche das Deutsche Reich in Südwestafrika sein eigen nennt. Das ist ein Land, wo der arbeitsame deutsche Bauer unterschlupfen kann, wenn er daheim nicht mehr den nötigen Raum findet. Der deutsche Kaiser hat dort einen Gouverneur sitzen, der seine Sache ganz besonders gut versteht und der das Land vorerst erobert und von Rebellen gefäubert hat und nunmehr in der prächtigsten Weise verwaltet. Ein Landsmann vom Hintenden ist es, ein Badener, und Major Leutwein heißt der gewaltige Mann, der es fertig bekommen hat, den ungekrönten König der Hottentotten erst mit gewappneter Faust zu besiegen und ihn hinterdrein mit freundlicher Hand zum Freunde und Bundesgenossen zu gewinnen. Der Mann mußte in den Kalender hinein, damit der Hansfrieder und der Peter sehen, wie ihr berühmter Landsmann ausschaut in seiner Tracht. Er war letztlich daheim in Deutschland, und vor dem deutschen Reichstage hat er gestanden und hat den Herren auseinandergesetzt, wie es drüben im fernen Afrika steht, worauf sie schlankweg alles bewilligten, was die Regierung von ihnen verlangte. Im übrigen waren die Herren vom deutschen Reichstage aber die ganze Zeit über durchaus nicht gut auf



Major Theodor Leutwein, geboren den 9. Mai 1849 zu Strümpfelsbrunn i. B.

die Regierung zu sprechen. Nicht, daß es ihnen an Unterhaltung und an Stoff gefehlt! Nein, nein, die Regierung sorgte redlich dafür, daß die große Maschine, die zu Berlin geht und in der jahraus, jahrein die vielen Gesetze gemacht werden, auch allezeit genügend Futter hatte. Es ist wirklich rührend, daß die Minister sich so gar keine Ruhe gönnen und immer neue Gesetze machen, damit nur ja die Menschheit endlich besser wird! Aber die Meinungen, wie die Gesetze sein müssen, sind zumeist arg geteilt, und eine Einigkeit zwischen der Regierung und den Herren Abgeordneten ist schwer fertig zu bringen. Trotzdem ist ein ganzer dicker Band neuer Gesetze im letzten Jahre wieder fertig geworden, und die Herren Richter haben alle Mühe, ihn auswendig zu lernen, zumal sie ja eben dabei sind, das neue bürgerliche Gesetzbuch intus zu bekommen, das vom nächsten Jahre ab gültig ist. Die armen Herren Richter sitzen deshalb jetzt ganze Nächte bei der Lampe auf und studieren das neue Gesetzbuch. Die Advokaten aber freuen sich, denn zu all den Gesetzen, die es jetzt schon giebt, kommt vom nächsten Jahre ab noch das neue bürgerliche Gesetzbuch, und wer es von ihnen nur versteht, der bringt es fertig und zieht einen Prozeß nun noch länger hinaus als jemals; denn dann dreht es sich immer erst darum: gilt das neue Gesetz oder das alte? Der Hinkende rät deshalb nur noch den ganz jungen Leuten, sich auf einen Prozeß einzulassen. Wer schon etwas bei Jahren ist, dem wird es zumeist passieren, daß er 's Ende von einem Prozeß nicht erlebt. —

Die verschiedenen deutschen Reichs- und Bundesfürsten mislant den freien Reichsstädten haben auch im letzten Jahre getreu zum Reiche gestanden; und doch gab es mit ihrer zwei etwas Reibereien. Den Bayern wollte es gar nicht eingehen, daß alle deutschen Soldaten, auch was das Militärstrafgesetz betrifft, unter einen Hut oder richtiger unter einen Helm kommen sollen! Auch hat es viele von ihnen arg gewurmt, daß der deutsche Kaiser während der letzten Manöver bayerische Regimenter kommandiert und vorgeführt hat; andere freuten sich um so mehr darüber, und so gleich

es sich wieder aus. Im übrigen haben die Bayern große Sorge um ihren König gehabt. Daß er irrsinnig ist, wissen sie; aber bisher hieß es immer, er sei doch wenigstens leiblich gesund. Nun hat sich gezeigt, daß auch das nicht der Fall ist; Doktor mußten hinaus nach Fürstenried, um den hohen Kranken zu untersuchen; aber dieser ließ so viele Doktors auf einmal nicht an sich heran, was einige für ein deutliches Zeichen eines Nestes von Verstand nehmen wollen. — Die Bayern hatten bisher das Gesetz, daß kein politischer Verein mit einem andern in Verbindung treten dürfe. „Den Zopf schneiden wir ab,“ — so sagten sie, und ris, ras war er runter; wenn sie nur, was ihre besondere Post betrifft, ebenso dächten und es bald ebenso damit machten! Denn an alten Köpfen hat keiner im Reiche mehr seine Freude. Vorüber sich aber auch keiner gefreut hat, das war, daß in



Die armen Herren Richter sitzen deshalb jetzt ganze Nächte bei der Lampe.

Neu ältere Linie ein „Assessor“ — der wohl vermeinte, auf die Art würde er am raschesten „Rat“ — eine schwarz-weiße Fahne herunternehmen ließ, bei am Sedantage in der Landeshauptstadt in der Luft flatterte. Nein, das freute nicht einmal den Fürsten. Flugs holte er den Assessor herunter und die Fahne wieder in die Höhe. Im

Sachsenlande ist es nicht wie sonst nur gemütlich, sondern hoch hergegangen, denn die Sachsen feierten am 23. April den Tag, wo ihr König Albert des 70. Lebensjahr und des 25. Jahr der Regierung vollendete. Sie konnten sich gar nicht genug thun und haben an Um- und Aufzügen, Festreden und musikalischen Genüssen Großartiges geleistet, so daß die Blumen stark im Preis stiegen und Salpeter nicht mehr zu haben war, weil halt jeder gern ein Feuerwerk abbrannte. Sie waren aber ganz recht daran, ihren geliebten König zu feiern, denn in König Albert verehrt das Volk nicht nur den berühmten Heersführer, sondern auch den ersten deutschen Mann, der 's Herz auf dem rechten Fleck hat. Im Lande

Württemberg sind, seit der vorjährige Kalender heraus ist, eiliche starke Neuerungen eingeführt worden, die sich auf die Zweite Kammer und auf die Wahlen für dieselbe beziehen. Die einundzwanzig sogenannten

„Privilegierten“, die bislang in dieser Kammer saßen, sind freundlichst hinauskomplimentiert worden. Von jetzt ab giebt es nur Gewählte darin, und zwar ist auch in der Art der Wahl eine Neuerung beliebt worden, die sehr viel für sich hat. Wo die Wähler bisher sich nicht gleich einig werden konnten, wen sie wählten, gab's eine Stichwahl zwischen denen, welche die meisten Stimmen hatten. So etwas giebt's jedoch nicht mehr; die Kammer wird vielmehr im Verhältnis der Zahl der verschiedenen abgegebenen Stimmen zusammengesetzt, was die gelehrten Staatsmänner das „Proportionalssystem“ nennen — damit es noch besser ausschaut, als es in Wirklichkeit schon ist. Die Herren vom Centrum hatten noch viel mehr Änderungen im Kopfe, aber sie blieben im Kopfe und wurden nicht zur Wirklichkeit. Sie hätten gar zu gern ein Gesetz gemacht, wonach die Regierung sich nicht um die Mönche und Nonnen kümmern dürfte; sie hätten auch den Herren Bischöfen ganz allein das Recht anvertraut, den Religionsunterricht in der Schule zu überwachen, und obenein hätte es sollen in die Verfassung extra hineingeschrieben werden, daß die Schulen „konfessionell“ sein sollten; aber die Herren Abgeordneten waren gescheit und sagten „nein“, ganz abgesehen davon, daß auch der Herr Ministerpräsident vorher ein kräftiges „Nein“ hatte verlauten lassen. Einigen Streit gab's noch wegen der Bürgermeister, die bis dahin im württembergischen Lande auf Lebenszeit angestellt worden sind. Es hat sich gezeigt, daß etliche doch recht bössartig werden und recht ausarten können, wenn sie zu lange auf dem Bürgermeistertessel sitzen. Da ist nun ein Strich durchgemacht worden; nur die, so einmal auf Lebenszeit angestellt sind, muß das Land behalten, wie sie sind. Hoffentlich betragen sie sich gut, sonst giebt's am Ende doch noch einen Zusatz zu dem Gesetze, und sie werden abgesetzt. — Im

Badischen Ländle

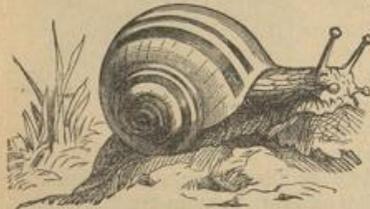
arbeitet der Landtag mit der Geschwindigkeit eines Blitzuges. Den Herren gefällt's so gut in Karlsruhe, daß sie gar nicht mehr heim wollen. Wenn's so weiter geht, so wird die Kammer permanent — auf unsere Unkosten. Sie reden und reden und reden über Gott und die Welt, über alle Dinge, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind, besonders aber über den sagenhaft allgewaltigen Polizeidiener von Wyhlen.

Nur wer den Landtag kennt,
Weiß, was ich leide,

so singt der Präsident, der Stenograph, der Berichterstatter, der Leser, wenn er hört und sieht, wie da „gearbeitet“ wird. Man wird wohl fragen dürfen: Muß denn aller alte Hasenfäz aus jedem Bezirk,

ja bald aus jedem Nest, hier vor dem ganzen Lande seinen Duft verbreiten? Das ist jetzt der glorreiche „große“ Landtag, wo Schwarze und Rote die Mehrheit haben. Sie nützen auch ihre Zeit gut aus. Haben sie nicht eine Haupt- und Staatsaktion riskiert, ein Mißtrauensvotum gegen den Minister Eisenlohr? Schade, daß er darüber nur gelächelt hat. Wacker, der jetzt in Baden durch Hilfe seiner gehorsamen Diener, der Demokraten und Sozzen, das große Wort führt, meint es ja auch nicht so böß; er möchte nur dem Lande zeigen, was er für ein Kerl ist und daß er Macht hat, die Minister ungestraft abzuschmauzen, obwohl er nur aus Bohlsbad stammt. Zwar, er will auch noch andere Leute ärgern, drum hat er die Residenz Karlsruhe den Sozialdemokraten überliefert. Natürlich aber sieht man in gewissen Kreisen dennoch die Jesuiten als die Hauptstützen des Throns und Altars an!

Eine weitere große That des Landtags, die ihn in der ganzen Welt berühmt machte, war die Reinigung des Lesebuchs für Volksschulen; es sollten, so meinte die schwarzrote Kartellbrüderschaft, eine Anzahl „chauvinistischer“ Stellen ausgestrichen werden. Was chauvinistisch an dem armen A-B-C-Buch ist, weiß der Hintende nicht und auch die Schwarzroten nicht. Auch daß die Soldaten des Alten Fritz sagten, der Teufel habe ihre Kanonen geholt, ist dem katholischen Pfarrer Werr zu chauvinistisch. Es könnte ja aber doch der Teufel Vitru gewesen sein, zu dem hochgestellte Kardinäle noch vor kurzem sehr intime Beziehungen hatten. Als Adjutant dürfte dabei wohl der andere Teufel mitgeritten haben, welcher in der Freimaurergeschichte als Krokodil Klavier spielte. Was war das ferner für ein Lärmen, bis der verwaiste Erzbischofsstuhl in Freiburg wieder besetzt war — natürlich mit einem Ausländer. Dem Hintenden ist nur das eine unbegreiflich, wie jemand so einfältig sein kann zu meinen, es mache irgend etwas aus, ob ein „friedlicher“ oder ein „strenger“ Bischof regiert. Was fragt denn der Wacker und sein Kaplansanhang nach dem Bischof? Der muß entweder in sein Horn mitblasen oder darnach tanzen, ohne zu mucken. Durch die Politik ist die katholische Kirche vollständig demokratisiert. Die Kapläne herrschen. Am besten wäre es, man machte Wacker zum Bischof. Der hätte seinen Sprengel bald ruiniert; da würde sich doch alles empören, was noch an Mannesmut in der Klerisei lebt. Und es lebt noch solcher. Man denke nur an den tapferen, ehrlichen Pfarrer Buntoser, der nicht mehr einer Kirche angehören wollte, welche heute noch die Scheiterhaufen der Inquisition, also die Ermordung der Evangelischen, segnet; auch der wackere Bonndorfer Stadtpfarrer Honold hat jeden vernünftigen Menschen erfreut, weil er sich weigerte, der politischen Streberei und gewissenlosen Hezerei Wackers als willenloses Werkzeug zu dienen. Sie haben doch nicht gewagt, ihm an den Kragen zu gehen, obwohl er die jesuitische Schleicherei und Spioniererei der Kurie gegen politisch mißliebige Pfarrer prächtig aufdeckte. Wenn's nur mehr solcher Männer gäbe.



Der Landtag arbeitet mit der Geschwindigkeit eines Blitzuges.

Aber unsere Zeit zieht wenig Charaktere. Es ist alles voll Streberei, hüben wie drüben.

Vom lieben Nachbarn und Bundesgenossen

Osterreich-Ungarn

hätte der Hinkende diesmal am liebsten ganz geschwiegen, denn was da zu berichten ist, hört gewiß keiner gern. Nur Zank und Streit die ganze liebe Zeit über. Es ist keine Einigkeit mehr unter den Völkern, welche den Kaiserstaat ausmachen. Der Deutsche und der Czeche, der Magyar und der Pollack, der Rumäne und Ruthene, der Slowak und Italiener — alle sind sie für sich; keiner ist für den andern. Jeder will sein Recht haben; keiner aber gönnt dem andern das seine. Nur in dem Falle, wo es gilt, auf die Deutschen loszugehen, da sind die übrigen alle ein Herz und eine Seele. Schlimm genug ist es deshalb den Deutschen in Osterreich-Ungarn die letzte Zeit über ergangen, so daß man es ihnen im Grunde nicht verdenken kann, wenn auch sie schließlich außer Rand und Band geraten sind. Vornehmlich der vorvorletzte österreichische Ministerpräsident Bader hat ihnen gewaltig zugeföhrt, — ein Galizier, der kein vernünftiges deutsches Wort sprechen kann, weil er ein geborner Pollack aus Galizien ist, während er doch dazu angestellt wurde, 9 Millionen Deutsche im österreichischen Kaiserstaat regieren zu helfen. Nun, eine ganze Weile lang haben sich's die Deutschen gefallen lassen, aber schließlich ist ihnen der Geduldsfaden gerissen, als Verordnungen erlassen wurden, wonach die deutsche Sprache nur noch so nebenher als Amtssprache geduldet werden sollte, während das Czechische die Hauptsprache sein sollte. Da haben sie die gewohnte Uneinigkeit einmal beiseite gelegt und sich alle zusammengelhan, um wider den Galizier und seine Sprachvorschriften vorzugehen. Erst gab's ein Duell zwischen ihm und dem deutschen Abgeordneten Wolf, wobei ihm der Deutsche eine Kugel nicht schlecht in den Arm prattizierte, während er selbst heil blieb. Dann aber verschworen sich alle Deutschen, im Reichsrat es zu keinem Beschlusse mehr kommen zu lassen. Wenn ein Gesetz beraten werden sollte, brachten sie Anträge dutzendweise ein, nur um die Sache hinzuziehen; sie störten und unterbrachen die Redner und vollführten mit ihren Linealen, Schreibmappen und Pultdeckeln einen Höllenlärm. Einer ihrer Genossen, ein Dr. Lecher, hielt eine Rede, die zwölf geschlagene Stunden dauerte, nur um andern nicht das Wort zu verstaten. Die Zuhörer hatten anfangs gemeint, der Mann würde wohl so zwei bis drei Stunden hintereinander fort reden, und machten große Augen, als er am Ende der dritten Stunde sagte: das wäre nur die Einleitung gewesen, nun käme er zum eigentlichen Gegenstande seiner Rede. Darauf ging die Mehrzahl der Zuhörer frühstücken. Nach der sechsten Stunde sagte er: so, nun komme ich zum zweiten Teile. Darauf ging so gut wie alles zum Mittagessen, und als er nach der neunten Stunde meinte: „jetzt eile er zum Schlusse“ — da glaubten sie, nun ginge es zu Ende; aber da legte er noch drei Stunden zu,

und als endlich alles fertig war, da hatte er, um sich die Kehle feucht zu halten, drei Wasserflaschen geleert; die andern aber hatten derweilen 14 Hektoliter Bier und 1 Hektoliter Wein vertilgt. — Schließlich wurde es der Mehrzahl doch zu bunt; sie setzten eine nagelneue Geschäftsordnung auf, wodurch die Deutschen mit einemmal mausetot gemacht werden sollten. Das wollten sich diese nun doch nicht gefallen lassen, und so erklärten sie Krieg und begannen ein regelrechtes Bombardement mit Tintenfassern, Büchern und sonstigen geeigneten Wurfgeschossen. Bald kam's zum Handgemenge; Messer blitzen, Revolverläufe zeigten sich. Die bewaffnete Macht schritt ein; mit zerrissenem Hemd- und Rocktragen fanden sich etliche bald draußen im Flure. Zwei wurden eingelockt und festgesetzt. Als draußen die Wiener all das vernahmen, riß auch ihnen der Geduldsfaden; sie liefen zusammen und wollten durchaus eine Änderung haben. Namentlich die Studenten waren fuchswild geworden, und nicht nur die in Wien, sondern im ganzen Reiche erhoben sie sich, um ein Wortlein mitzusprechen. Bader, der Galizier, that immer noch so, als verstünde er kein Wort von alledem, und es war doch alles deutlich genug gesprochen; er blieb auf seinem Posten und meinte, niemand brächte ihn von seinem Ministerseffel herunter. Aber ein anderer hatte das Einsehen für ihn. Der Kaiser winkte mit dem Finger, und parbaur — lag der Bader auf der Nase. Beschämt zog er sich nach Galizien auf seine Güter zurück; an seine Stelle aber trat der Baron v. Gautsch, der's freilich nicht lange trieb, sondern bald dem Grafen v. Thun Platz machte. Der Herr Graf haben früher als Statthalter in Böhmen geseßen; es müßte ihm deshalb — so meint der Hinkende — wohl bekannt sein, wie schlimm es gerade dort zu Lande den Deutschen ergeht. Kein Czeche ist zufrieden, wenn er nicht jeden Morgen einen Deutschen speist, d. h. bildlich gemeint, denn in der Wirklichkeit wagt er sich doch an keinen Deutschen heran, oder nur dann, wenn er zu dreien gegen einen ist. Der Herr Graf sind ja auch höchstselbst ein Deutscher! Wie wär's, wenn er den deutschen Landesleuten endlich ihr Recht verschaffte?! Das wär ein Thun, wie es einem Grafen v. Thun gut zu Gesicht stände. — Um den „Dreibund“, der zum Glück noch immer besteht, gleich in einem abzumachen, begiebt sich der Hinkende weiter nach



Graf v. Thun.

Italien.

Daß es da schön und der Himmel allemal blau ist, weiß der Hansfrieder gewiß noch von der Schule

her. Die Italiener wollten es aber noch schöner und den Himmel noch blauer haben, und so hatten sie sich vor etlichen Jahren aufgemacht, waren durch den Suezkanal ins Rote Meer geschwommen und hatten bei Massaua angelegt und Truppen ausgesetzt, um den Abessinier ihr Land wegzunehmen. Anfangs ging auch alles ganz gut, bis sie im Jahre 1896 vom König Menelik von Abessinien fürchterliche Haue bekamen und retirieren mußten. Alle tonaten nicht einmal retirieren, etliche Tausende fielen den Abessinier in die Hände, und diese sind ganz barbarisch mit ihnen umgesprungen. Was zuletzt noch am Leben blieb, behielten sie in Gefangenschaft, und es kostete den italienischen König Worte zum Steinerweichen und obenein eine schwere Menge Geld, bis der Abessinierkönig Menelik sich herbeiließ und die Gefangenen wieder freigab. Mit sehr gemischten Gefühlen sahen diese dann ihre Heimat und die Heimat sie wieder, denn es hieß von ihnen, sie hätten sich in der Schlacht bei Abua nichts weniger als tapfer benommen, und hinterdrein, als sie erst gefangen waren, hätten sie vor dem Abessinierkönig unnötig gekapbuckelt.

Wer dies aber in die Welt gesetzt hatte, das war ein Franzose, ein Prinz von Orleans, der gerade dazumal in Abessinien zu Besuch bei Jose war, um nachzuschauen, ob nicht etwas für die Franzosen abzufiele; er hatte namentlich die Offiziere arg schlecht gemacht und alles unverfroren in die Zeitung gesetzt. Das wollten sich die italienischen Offiziere nicht gefallen lassen, und als er wieder nach Europa kam, meldete sich gleich ein halb Duzend davon, die ihm ans Leder wollten. Alle aber mußten einem Offizier aus königlich italienischem Geblüt den Vortritt lassen, dem Grafen von Turin, einem Sohne des vormaligen Königs Amadeo von Spanien, also einem richtigen Vetter des italienischen Königs. Selbiger reiste nach Paris und forderte seinen französischen Kollegen, den Orleans. Mit krummen Säbeln gingen sie wütig aufeinander los und hieben rechts und links, was das Zeug hielt, und richtig — bald hatte der Franzose einen Hieb am Bauche sitzen. Die Sekundanten sprangen dazwischen; der Bauch ward dem Prinzen fix wieder zugenäht, und acht Tage darauf schmeckten ihm wieder die Austern und der Burgunder. Der Italiener aber reiste heim, und ihm schmeckte das Essen nun erst recht. — Schlimme Geschichten passierten in Oberitalien um die schöne Maienzeit, als das Brot immer teurer wurde; das Volk rebellirte, stürmte die Bäckerläden und ließ sich kaum durchs Militär bezwingen, so wütend war es geworden. Es vermeinte, die Bäcker seien an den

hohen Kornpreisen schuld; das Volk aber kann die Regierung schon lange nicht leiden, weil es nur immer mehr und mehr Steuern zahlen muß und es doch nicht merkt, daß etwas Besonderes dabei herauskommt. In Mailand hatten es sich etliche Hitzköpfe deshalb fest in den Kopf gesetzt, die Republik auszurufen; aber der König Umberto, der zu der Zeit gerade in Turin weilte, ließ seine Soldaten wider die Empörer und wider deren Barrikaden marschieren, so daß bald wieder Ruhe im Lande war.

In der Schweiz

war am 11. Juli 1897 eine allgemeine große Abstimmung, wo das ganze Volk unmittelbar abstimmte. Die Frage war: Ist der Wald und der Forst Sache der Kantone oder des Bundes? Soll der Bund auch die Polizei über die Lebensmittel ausüben oder ist dies Sache der einzelnen Kantone? Die große Mehrheit sagte: Dies alles ist Bundessache, und damit hat sich der Bund nach innen und nach außen gekräftigt. Jedem Kanton bleibt immerhin noch genug, worin er ändern kann. Die Berner haben das bedacht

und ein neues Gesetz für ihre Wahlen ausgegeben. Auch sie haben, gleich den Württembergern, die Stichwahl abgeschafft und wählen „proportional“.

Was die Russen

betrifft, so ist der Hintende die letzten Jahre schlecht auf sie zu sprechen gewesen, weil sie sich gar zu sehr an die Franzosen herangemacht



Sie hieben rechts und links, was das Zeug hielt.

hatten, was sie doch gar nicht nötig haben. Als der russische Kaiser anno 1896 seinen Besuch in Paris machte, sah es ganz so aus, als sollten nun gleich alle französischen wie die russischen Soldaten mobil gemacht werden, um dann, die einen von rechts, die andern von links, nach Deutschland einzumarschieren. Aber es kam anders! Auf der Heimreise machte das russische Kaiserpaar natürlich in Darmstadt Station, wo die russische Kaiserin ja herkommt, und es kam auch der deutsche Kaiser herzu, und später kam dann wieder der russische Kaiser zum Gegenbesuch nach Wiesbaden hinüber, wo sich Kaiser Wilhelm nebst Frau Gemahlin gerade aufhielten. Das war also ein deutlicher Wink nach Frankreich hin! Gewiß hat der russische Kaiser dem deutschen bei der Gelegenheit gesagt: „Schau, lieber Bruder, das mit den Franzosen mußt du nicht weiter übel deuten; wir brauchen sie halt noch wegen dem vielen Gelde, das wir ihnen schuldig sind, und wegen dem Gelde, das wir noch weiter von ihnen haben möchten!“ — Sonst wär's ja auch nicht gegangen, daß nach alledem der deutsche Kaiser so bald darauf in Ruß-

land seinen Gegenbesuch gemacht hätte; auch hat sich in den übrigen Welthändeln bald gezeigt, daß Rußland und Deutschland gut zusammen stimmten. Der deutsche Kaiser ist also richtig beim russischen auf Besuch gewesen, und seine Frau Gemahlin hat er bei sich gehabt. Er ist zu Schiff hingereist, immer die Ostsee entlang, bis das Schiff vor Kronstadt anlangte, was der Hafen ist, der zu St. Petersburg gehört. Man muß sagen, daß es der russische Kaiser an nichts hat fehlen lassen und daß er seinen hohen Gästen das Leben so angenehm wie möglich gemacht hat. Kurz vorher war der österreichische Kaiser dagewesen, um dem russischen seinen Gegenbesuch abzustatten. Daß auch sie ein Herz und eine Seele waren, zeigte sich auch den Türken gegenüber; denn gerade als sie bei Tisch gemütlich nebeneinander saßen und einen guten Braten verspeisten, lief eine Depesche aus Griechenland ein, worin zu lesen stand, daß die Griechen wieder einmal entsetzliche Haue von den Türken bekommen hätten. Darauf setzten sie beide gemeinsam ein Telegramm an den Sultan auf, worin sie diesem zu dem schönen Erfolge bestens gratulierten. Späterhin ist freilich diese Einigkeit ein wenig in die Brüche gegangen, denn als der Kaiser von Rußland zum Gouverneur von Kreta niemand anderen ausgesucht hatte als den Prinzen Georg von Griechenland, — da hat der österreichische Kaiser erklärt, er denke denn doch anders über den Fall, und hat alsbald auch sein Bataillon

Alpenjäger heimbeordert, das er noch immer auf der Insel Kreta stehen hatte. Derweilen hatte der Russe aber wieder neuen Besuch bekommen; es riß nicht ab damit. Wer aber da kam, das war diesmal kein Kaiser und kein König, nicht einmal ein Herzog oder Fürst, sondern ein simpler Kaufmann, ein Lederhändler und früherer Gerbergeselle. Für gewöhnlich bringt es solch einer vielleicht bis zum Kommerzienrat; dieser aber hat es ausnahmsweise weit gebracht — nämlich bis zum Präsidenten einer Republik. Es war dies Monsieur Feliç Faure, derzeit Präsident der französischen Republik, den die Franzosen vielleicht gerade deshalb zu ihrem Präsidenten genommen haben, weil der vorherige gar nicht lange gehalten hat, während ein Lohgerber selbst im Grabe länger hält als ein sonstiger Mensch, — was sich von der vielen Gerbsäure herschreibt, die in einem Lohgerber steckt und die gut konserviert. — Auch er kam zu Schiff daher und wurde schönstens aufgenommen. Der Kaiser

machte gar keinen Unterschied; er umarmte ihn, als ob er ein richtiges gekröntes Haupt wäre; er nannte ihn seinen Freund und zu guter Letzt gar noch seinen teuern „Verbündeten“. Na, das gab einen Spektakel in Frankreich, als dies Wort den Franzosen telegraphiert wurde. Kein außer Rand und Band gerieten sie, und als Monsieur Faure wieder heimkam, wußten sie nicht, was sie ihm alles an Ehren anthun sollten. Daß dies schöne Wort aber eben nur ein Wort war, sonst nichts, das hat sich inzwischen klärlieh erwiesen, denn losgeschlagen haben die Russen immer noch nicht, und wenn sie's wirklich einmal thun, dann thun sie's gewiß nicht zuerst gegen Deutschland, sie geben England den Vorzug. —

Damit wären mit den Russen zugleich auch die Franzosen

abgethan, wenn diese nicht noch die dumme Geschichte mit dem Dreyfuß auf dem Konto hätten, welcher der Hinkende ganz wider Willen ein besonderes Kapitel widmen muß. Ja, ganz wider Willen. Denn es ist ein widerhaariges, grantiges Ding, sich mit dem Dreyfuß zu befassen und mit all dem andern Gelichter, das mit ihm zu thun gehabt hat. Ihn selbst schert zwar die ganze Sache nichts; er ist ja ewigen Verbannungsurtheil, weil er militärische Geheimnisse verraten hat; jetzt sitzt er auf der Teufelsinsel im Atlantischen Ozean, umgeben von einem halben Duzend Wächter, die ihn Tag und Nacht im Auge behalten, und hat keine blasse Ahnung davon, daß sein Prozeß so halb und halb wieder aufgenommen ist, daß sich ganz Frankreich um ihn rauft und die halbe Welt sich um ihn bekümmert. Nur sagt er in einem Stück zu seinen Wächtern, er sei unschuldig, und seine Unschuld müsse an den Tag kommen. Seinetwegen hat sich ganz Frankreich in zwei Parteien geteilt: die eine schwört, Dreyfuß ist schuldig; die andere glaubt steif und fest das Gegentheil. Zu letzterer Partei hat sich auch Monsieur Zola geschlagen, derselbe, der sich einen großen, aber nicht gerade einen guten Namen gemacht hat, weil er so viele Geschichten geschrieben hat, die ein anständiger Mensch nur mit Widerwillen lesen kann. Weiß der Kuduck, wie gerade der Mann dazu kam, sich des Dreyfuß anzunehmen! Er will den Leuten vormachen, aus Wahrheitsliebe hätte er's gethan; am Ende aber hat er's außer aus Eitelkeit deswegen gethan, weil er sich dachte, daß er eine gehörige



Der Kaiser umarmte ihn, als ob er ein richtiges gekröntes Haupt wäre.

der Kaiser umarmte ihn, als ob er ein richtiges gekröntes Haupt wäre.

Portion Unrat und Schlechtigkeit der Menschen aufdecken würde, wenn er sich damit abgäbe, denn dergleichen thut er — wie seine Bücher zeigen — mit Vorliebe. Und insoweit hatte er sich auch durchaus nicht geirrt! Nein! Denn himmelhoch ist der Unrat aufzutürmen, der sich bei der Gelegenheit zusammensand, und der dergleichen liebt, muß eine ganz besondere Freude in alledem gehabt haben; aber bewiesen ist damit gar nichts worden. Wochenlang ging der Prozeß wider Zola und Konjorten hin, zu Hunderten sind Zeugen und Sachverständige vernommen worden, die schönsten und ängsten Reden sind für und wider gehalten worden; als aber alles zu Ende war, war ein jeder genau so klug wie vorher, und jeder blieb bei der Meinung, die er schon vorher hatte. Das beste aber war, daß der ganze Prozeß schließlich für ungültig erklärt wurde — von Rechts wegen. Die höhern Richter waren wie allemal — die gescheitern; sie machten keinen Strich durch das ganze Urteil und bewiesen, daß der ganze Prozeß falsch, null und nichtig war! Da haben sich also die Franzosen von Richtern und Advokaten richtig an der Nase herumführen lassen, und wenn sie gescheit wären, jagten sie sämtliche zum Tempel hinaus oder hörten nie mehr auf sie. Aber nein, sie fangen einen neuen Prozeß wider den Zola an; das soll nun aber der richtige werden. — Im Grunde genommen, können dem Hintenden die Franzosen leid thun, weil ihnen auf die Art passieren muß, daß wegen ein paar Lumpen ganz Frankreich aufgerührt wird. Aber sie sind auch wieder selber schuld daran, weil sie's dulden und zusehen, daß ihr schönes, blühendes Land, daß ihr fleißiges, arbeitames, sparsames Volk regiert und ausgenutzt wird von einer Handvoll gewissenloser Advokaten.

das dergleichen über sich ergehen lassen muß. — Wie die Gerichte in Frankreich heut beschaffen sind, das hat sich auch anderwärts gezeigt. Es war erwiesen, daß eine ganze Zahl von Abgeordneten eine schwere Menge Geld eingesteckt hatten, nur damit sie dafür stimmten, daß die Panamagesellschaft Geld bekam. Viele Millionen sind in die Taschen der Abgeordneten geflossen. Als es herauskam, wollte es keiner gewesen sein, und als es ihnen vor Gericht bewiesen wurde, setzten sie alle die unschuldigsten Miene auf. Ihre Advokaten redeten das Blaue vom Himmel herunter, und richtig — sie kamen frei. Nicht einer fand seine gerechte Strafe. Einem und dem andern ist ja vor Gericht hart zugesetzt worden, und eigentlich dürfte er sich vor anständigen Leuten nicht mehr sehen lassen — trotz des Freispruchs; aber — er wäscht und kämmt sich gut und bald wird er wieder gewählt sein.



Jetzt sitzt er auf der Teufelsinsel, umgeben von einem halben Dutzend Wächter.

Von Frankreich ist England.



Er wäscht und kämmt sich gut und bald wird er wieder gewählt sein.

Der Hintende setzt über das Armelmeer und hält Umschau, was wohl bei den Engländern während des letzten Jahres alles passiert ist. Im Lande selbst das Wenigste. Die Engländer sind fleißig und munter gewesen die ganze Zeit und haben gar wacker immer ein Schiff um's andere hinaus in die Welt gesandt, hoch bepackt mit Waren aller Art, denn die Geschäfte sind gar vortrefflich gegangen. Zu vermelden ist nur, daß die Königin Viktoria ein ausnahmsweises Jubiläum gefeiert hat: sie hat den Tag begangen, an dem sie genau 60 Jahre die Zügel der Regierung führte. Für eine Frau ein Kunststück, regierende Königin wenn freilich auch das Regieren

im kleinen allen Frauen im Blute liegt, wie die Frau Kanzleirat gern bestätigen wird —, aber nun gar 60 volle Jahre lang, davon fast 40 ohne Mann! Bei vielem Hin und Her und manchen trüben und bedenklichen Tagen doch in allen Ehren! Allen Respekt davor! Der Hinkende zieht seinen Dreispitz und gratuliert noch hinterdrein ganz gehorsamst.

Nun, die Engländer sehen auch ein, was sie an der Königin haben, und sind nicht faul gewesen, den Tag festlich zu begehen. Großartig soll sich vor allem gemacht haben, daß von all den verschiedenen Truppen, welche die Engländer draußen in der Welt stehen haben, je eine kleine Abtheilung erschienen war und in langem Zuge durch die Stadt marschierte. Da sperrten die Londoner Mund und Augen auf und freuten sich, daß sie so viele und so stattliche Soldaten überall in der Welt haben. Diese Freude aber wurde gerade in denselben Tagen ein wenig mit Essig gemischt, denn gerade in der Zeit brach im fernen Asien ein Aufstand wider die Engländer aus, der ihnen viel zu schaffen machte. Es waren die Afridis, die mitten in Asien sitzen und nicht so gar weit von den Russen, so daß schon der Verdacht auf diese gefallen ist, ob sie nicht am Ende ein wenig die Hand dabei im Spiele haben?! Die Afghanen, die ebenfalls dicht dabei sitzen, leugneten es beharrlich ab, etwas damit zu thun zu haben, und in Wirklichkeit beteiligte sich auch der Emir von Afghanistan nicht an dem Aufstande; aber die guten Afridis waren auffallend gut bewaffnet und ausgerüstet und setzten lange Zeit den Engländern hartnäckig zu, bis sie sich endlich doch ergeben mußten. Andere meinen, die Afridis hätten ihre guten Gewehre über Persien bezogen und zwar von englischen Kaufleuten, woraus sich ergeben würde, daß es dem Engländer wirklich gleich ist, wie und wo er Geschäfte macht, und wenn's zum Schaden seines Landes ist.

Weiter haben die Engländer Handel in Agypten gehabt und haben noch Handel, und zwar mit dem Mahdi, dem sie soeben das weite Land Sudan so sachte wieder abnehmen, das er — oder vielmehr sein Vorgänger, der eigentliche Mahdi — anno 1883 den Agyptern weggenommen hat. Sie sind den Nil hinauf, wohl 20000 Mann stark, gezogen, haben auch Dampfboote mitgenommen und immer gleich hinter sich eine Eisenbahn gebaut, so daß sie von Agypten her alle Zeit gut versorgt werden konnten. Und das ist sehr nötig; denn der englische Soldat ist keiner wie der untrige; er ist zum Totschießen angeworben, verlangt aber, daß ihm neben einem ansehnlichen Gehalt Tag für Tag eine gute, kräftige Kost (Supp', Gemüs, Fleisch und ein Pudding oben auf) geliefert wird; kurz, er will alle Tage seine Hentersmahlzeit haben. — Ein Drittel des Landes hat der Mahdi bereits herausgeben müssen; gerade zu Ostern verlor er eine Schlacht, die ihm viele tausend Mann kostete. Mit dem Rest verschwand er in der Wüste. Sobald erst die Engländer wieder etlichemale gut gespeist haben, werden sie zuschauen, ihn zu haschen.

Weiter südwärts in Afrika steht es noch immer

zweifelhaft, ob die Engländer erreichen werden, was sie vorhaben; d. h., ob sie den Ohm Paul samt dem Lande Transvaal noch unterkriegen. Es ist aber wenig Aussicht, denn die Buren bleiben zähe und wollen einmal die Engländer nicht im Lande und auch nicht über sich haben. Sie behaupten, sie wären selbständig, während die Engländer meinen, es wäre schriftlich ausgemacht, daß die Königin Viktoria über ihnen stünde. Die Buren fassen das Ausgemachte aber anders auf, und so geht der Streit hin und her, indem keiner nachgibt, am wenigsten aber der Ohm Paul, und jetzt nun gar nicht, denn die Buren sind gezeitigt gewesen und haben sich, als Neuwahl war, nicht einen anderen zum Oberhaupte gewählt, sondern eben wieder besagten Ohm Paul. Er ist gerade dabei und säubert das Land von solchen, die ihm zweifelhaft scheinen. Vor allem hat er sich den obersten Richter herausgegriffen, einen Engländer, der durchaus nach seinem Kopfe Recht sprechen wollte und nicht nach den Gesetzen, wie sie die Buren sich selbst gegeben haben. Er hat den Mann abgesetzt und dafür einen anderen hingesezt, woraus die Franzosen ersehen mögen, daß sich einer schon noch helfen kann, wenn etwa die Advokaten zu sehr die Gewalt zu bekommen suchen. Im übrigen sind aber schlechte Zeiten in Transvaal, und der Hinkende möchte keinem zuraten, die Reise dahin zu wagen. Gold giebt es ja noch viel da; aber es geht damit wie hier, wo auch kein Mangel daran ist: es hat schon alles seinen Herrn.

Griechenland

ist noch immer dabei und erholt sich von dem Schred, der ihm in die Glieder gefahren ist, oder vielmehr von den vielen Schlägen, die ihm auf den Buckel geregnet sind. Die guten, unschuldigen Griechen! Sie können es noch immer nicht begreifen, wie das möglich gewesen ist. Gut war ja ihr Wille, und ihre Worte waren auch schön; im Kriege aber gilt die That, und die ließ bei ihnen rein alles zu wünschen übrig. So sehr ihnen der Hinkende auch gönnnt hätte, daß sie die Türken verhauen hätten, so geschah es doch umgekehrt: sie kehrten heim, den Buckel voller Prügel. Nun will keiner von ihnen allen schuld daran gewesen sein, nur einer soll es, und zwar der Kronprinz, weil er den Kriegsplan nicht richtig ausgedacht und nicht richtig durchgeführt hätte. In Wahrheit lag es daran, daß nichts für den Krieg vorbereitet war, und daß im Kriege selbst keiner genau wußte, wer eigentlich Kommandierte. So gehorchte auch keiner; jeder that, was er wollte, und trakte auch aus, — sobald er meinte: nun war's Zeit dazu. Obenein war eine heillose Wirtschaft in den Finanzen. Jetzt haben ihnen die Großmächte einen Kassentrollleur nach Athen gesetzt, der alles Geld, das eingeht, vorerst gut bucht, worauf zuvörderst die Zahlungen für die Kriegskosten herantorgeschöpft werden, worauf erst der Rest in die königlichen Kassen kommt. Die Griechen sind freilich außer sich über diese Einmischung, und am liebsten hätten

sich dafür an ihrem Könige gerächt und ihn fort-schickt. Eine halb verdrehte Schreiberseele hat ihn gar gleich ins Jenseits schicken wollen; aber die Sache ging schief, die Kugel fehl und er kam nicht dahin, wohin er gern den König gehabt hätte. Die Griechen hätten ein gutes Geschäft machen können; die Amerikaner — weil sie's gerade dringend nötig hatten — wollten ihnen dreier Kriegsschiffe abkaufen, die nun doch keinen Wert für Griechenland haben. Zehn Millionen Franken kosten sie mehr, als die Schiffe neu gekostet hatten. Aber nein, die Griechen thaten's nicht und könnten sich das bare Geld so gut gebrauchen. Sollten sie nun Ende noch einmal etwas wider die Türken im Schilde haben? — Bei

Kreta

wer werden sie diesmal nicht wieder anfangen können, wenn die Insel ist jetzt in festen Händen. Die Russen, die Engländer, die Italiener und die Franzosen haben die Insel in vier Stücke geteilt, und auf jedes hat sich einer von ihnen gesetzt. Die Deutschen und die Österreicher sind auf ihren Schiffen davon geschwommen; sie wollen mit Kreta nichts mehr zu thun haben. Die andern wollen die Insel nicht so lange verwalten, bis sie darüber einig geworden sind, wer sie schließlich allein kriegen soll, was also so ziemlich am St. Nimmerstag der Fall ein wird, — es müßte denn gerade sein, der Sultan ließe sich's wirklich gefallen, daß der Prinz Georg von Griechenland als Gouverneur auf die Insel gesetzt wird. Um das auszuforschten, muß der Hintende schon nach der



Die Russen, die Engländer, die Italiener und die Franzosen haben die Insel in vier Stücke geteilt, und auf jedes hat sich einer von ihnen gesetzt.

Türkei

übersehen und dem Großsultan einen Besuch abtatten. In sein Allerheiligstes — seinen Harem — läßt dieser freilich nicht einmal ein Hintebein einschleusen, aber in den vorderen Gemächern trifft er schon auf den Großtürken selbst und sieht, wie er ganz trübselig auf dem Sofakissen sitzt und an seiner Wasserseife lutscht. Warum aber so trübselig? Eigentlich war' doch dazu gar keine Ursache, denn den Krieg wider die Griechen hat er glänzend gewonnen und das ausgemachte Geld bekommt er sicher, weil die Großmächte darüber wachen, wenn ihm freilich auch der Russe gleich ein erkleckliches Teilchen davon abstreicht, so viel nämlich, als er diesem noch für den letzten Krieg schuldig ist. (Der Hansfrieder sieht, es ist unter den Völkern nicht viel anders als bei ihm im Dorfe:

einer ist immer dem andern was schuldig!) Was den Türken aber bedrückt, das ist eben die frisch ausgeschriebene Stelle eines Gouverneurs in Kreta. Es hatten sich ja eine ganze Menge netter Leute dazu gemeldet, und mehrere davon paßten auch den Großmächten; aber dem Sultan paßte nicht einer davon, — bis zuletzt der russische Kaiser die Sache satt bekam und einfach dekretierte: Gouverneur von Kreta wird mein lieber Freund und Lebensretter Prinz Georg von Griechenland. Als der Sultan die Nachricht bekam, war er gerade dabei, sich von dem vielen unnötigen Regieren — in Wahrheit regiert er nämlich gar nicht sein Reich, sondern die Großmächte regieren es — zu erholen, indem er sich in seinem Palaste ganz hinten ein wenig aufhielt, wo die Frauengemächer so hübsch beisammen liegen. Vor Schreck und Wut gab er der glutäugigen Lieblingsflavin einen Stoß, daß diese auf den Teppich kollerte und sich mehrere Male überschlug. „Kreuzbombenelement!“ so hat der

Sultan gewettert, „da soll doch gleich der Teufel dreinschlagen. Wie kann einer das von mir verlangen!“ In Wahrheit ist es auch ein starkes Stück, daß gerade der Prinz Georg ihm als Gouverneur auf die Nase gesetzt werden soll, — derselbige, der den Krieg mit ihm ja eröffnet hat, indem er mit einer ganzen Flotte von Torpedobooten von Athen abdampfte, in der edlen Absicht, alle türkischen Kriegsschiffe, die er antreffen würde, ohne Gnade und Barmherzigkeit mit Mann und Maus in die Luft zu sprengen. Leider war ihm dabei ein Malheur passiert: seine Leute hatten vergessen, die unschuldigen Grezjerzünden durch die richtig geladenen Zünder zu ersetzen. So war's ihm beim größten Mute und allerbesten Willen nicht möglich gewesen, auch nur eine Maus in die Luft zu sprengen. — Solch einen Mann aber, so rät der Hintende dem Sultan in aller Freundschaft, soll er auch ruhig als Gouverneur annehmen; einer, der so vergessen ist, ist ungefährlich; der thut nichts. —

Leztlich sah der Sultan einen seltenen Besuch bei sich, einen, dem er so recht sein Herz ausschütten konnte, weil es ihm noch schlimmer geht, als dem Sultan selbst. Dies aber war — die frühere Kaiserin Eugenie von Frankreich. Ja, die war's, die ist bei ihm gewesen und die hat er auch in sein Allerheiligstes, seinen Harem, eingelassen. Schade, daß sie nicht zwanzig Jahre früher kam; vielleicht hätte er sie dann nicht wieder rausgelassen. Denn dazumal war sie noch eine schöne nette Frau; jetzt ist sie alt und

verschumpelt, aber sterben kann sie noch immer nicht. Nein, sie lebt immer noch und hat doch so viele Verwandte und Freunde ins Grab steigen sehen; sie hat Mann und Sohn, Reich und Krone verloren und hat gewiß keinen Spaß mehr am Leben; aber nein, sie stirbt und stirbt nicht, — es ist, als solle sie am Leben bleiben zur Strafe dafür, daß sie schuld ist am Tode von Tausenden und aber Tausenden blühender Menschekinder. — Wie gesagt, dieser Frau gegenüber konnte der Sultan so recht ungeniert sich aussprechen; wie sie immer eines ums andere verloren, so verliert auch er immer ein Stück von seinem Reiche nach dem andern, und wenn er nur alt genug wird, dann kann er es erleben, daß er auf seinem Throne sitzt und um ihn herum ist auch nicht ein Stück Land mehr sein eigen. Nur Geld hat er aufgehäuft, viel Geld, und alles gut angelegt in sicheren Papieren, die ihm viel Zinsen bringen; 300 Millionen sollen es sein, — was immerhin ein Trost und Rückhalt ist. — Wenn er zu den Hinterfenstern seines Palastes hinausguckt und dabei ein gutes Fernrohr benutzt, kann er etlichen von denen, die jetzt da regieren, wo er oder sein Vorfahr regiert hat, bei der Arbeit zuschauen; denn nach hinten hinaus liegen die beiden Königreiche

Rumänien und Serbien

und nicht weit davon liegt auch das Fürstentum Bulgarien, das noch so halb und halb sein eigen ist, indem er die Oberaufsicht über den Fürsten Ferdinand führt. Mit dieser Aufsicht scheint es aber nur so so bestellt zu sein; sonst hätte der Sultan doch nicht die verschiedenen schlimmen Streiche zugeben können, die im besagten Bulgarien lektlich verübt worden sind. Einer davon ist der, daß es den bulgarischen Gerichten durchaus nicht gelingen will, die eigentlichen Mörder des Ministerpräsidenten Stambulow zu fassen und abzustrafen; der andere Streich ist der, daß ein Liebling des Fürsten, ein Hauptmann Boitschew, seine Geliebte, eine Ungarin, eigenhändig umbrachte und trotzdem noch immer sich seines Lebens freut und das wohl noch recht lange thun wird. Was Serbien und Rumänien betrifft, so steht's da halt immer noch sehr bedenklich: Der frühere König Milan sitzt wieder im Lande, macht alles aufrührerisch und stiehlt wie ein Mabe, damit er wieder etwas zum Verlumpen kriegt; in Rumänien aber sitzt die Königin noch immer am Schreibtisch und dichtet in einem Stück weiter. Auch sonst gab es

Unglücksfälle

aller Art genug im letzten Jahre; ja, es war das reine und richtige Unglücksjahr, in dem auch der Wein nicht recht geraten ist, so daß der Hinkende sich sein hüthen wird, vom 97er sich etwas in den Keller zu legen; er bleibt bei seiner Sorte, dem Martgräster, 85er. — Es war ein Wasserjahr, und da taugt der Wein auch nichts. In Schlessien, in Sachsen, in Böhmen und in Mähren kamen im Juli 97 die Wasser vom Himmel herunter, als wär' droben dem Sankt Peter eine Schleuse kaput

gegangen; die Reisse, der Zaden, der Döber, die Ratzbach, die Elbe, die Mulde, die Donau — sie waren im Umsehen angeschwollen und kamen wie wüthige Meere dahergeirant. Wiesen und Äcker, Wälder und Häuser, an die 100 Millionen wert, gingen zu Tausenden zu Grunde, und auch Hunderte von Menschen mußten ihr Leben lassen. Auch das Meer forderte ein tolles Opfer: in der Elbemündung schlug bei einer Übung ein Torpedoboot um und nahm die ganze Besatzung mit sich in die Tiefe, darunter den jungen Herzog Friedrich Wilhelm von Mecklenburg, der hier als Lieutenant seinen Dienst versah. — Als ob's mit alledem nicht genug gewesen, kam zudem noch über alle Eisenbahnen, und insbesondere über die in Preußen, ein Rappel. Es ging fast kein Tag ins Land, daß nicht auf der Eisenbahn ein Unglück passierte; die Lokomotiven hupsten auf den Schienen oder rannten in blinder Wut gegeneinander, als ob ihnen einer etwas eingegeben hätte. Der Herr Minister, nicht faul, suchte schon einige Monate darauf eine besondere Kommission aus den geheimsten seiner geheimen Räte zusammen, setzte sie auf die Bahn und ließ sie überall genau nachschauen, jeder Lokomotive in den Leib gucken und jede Schiene beklopfen. Während die besagte Kommission aber an dem einen Ende des Reiches war und alles in der schönsten Ordnung fand, ging am andern Ende der Spektakel los und die Maschinen fielen übereinander her wie die Schulbuben, wenn der Herr Lehrer auf einen Augenblick hinausgegangen ist. — Das war der Moment, wo der Lustfischer André meinte: „gefährlicher kann's so auch nicht werden“ — worauf er sich in Grönland in seinen Luftballon setzte und in der Richtung auf den Nordpol losfuhr, denn den Nordpol, den der Nansen zu Fuße nicht erreichen konnte, den wollte er per Luftballon kriegen. Es hat ihn und seine Gefährten aber bisher niemand wieder gesehen. — Die besagte Kommission forschte derweilen eifrig weiter und ist dabei mit einemmale auf einem eigenartigen Fall gestoßen: In Berlin ist ein Junge überfahren worden, aber seltsamerweise gänzlich unverletzt geblieben. Man forschte und forschte, und es stellte sich heraus: der Junge hatte ein Bild vom heiligen Joseph bei sich gehabt. Sollte am Ende . . . Ei, ganz sicher. Das hat seine Bedeutung! — Es heißt, die Reichsdruckerei zu Berlin bekommt in nächster Zeit einen großen Auftrag auf St. Josephsbilder, was ihr gewiß willkommen sein wird, denn im Druck der gewöhnlichen Hundert- und Tausendmarkscheine hat sie lektlich viel Pech entwickelt, indem ihr ein Oberfaktor ganze Hände voll davon mauste.



Herzog Friedrich von Mecklenburg.

König von
 22. März 9
 Könige
 me (sich
 Dagegen
 die Wunde
 er eine
 dem Herzog
 Das Sch
 nicht auf
 dem bester
 über von, es
 nicht, es m
 central
 An
 minnenwand
 der Zeit
 der Streit
 wie im D
 der Streit u
 Krona ganz
 von jellen
 wählten,
 es die Kne
 die es in
 anliegen
 nicht vor
 einem St
 und Krieg
 Seit dem
 die Kuben
 Handen mit
 die Epim
 Regiment
 dem ist
 nach Stab
 vertausch
 und einen
 über die
 der Span
 henden -
 rangt, h
 manchen
 Kronprin
 sich von
 am Ende
 hat geseh
 überseht
 höher; be
 Ende gene
 seine Licht
 den Nebel
 als sie in
 stillstunde
 gesammelt
 Spanien
 der Anker

Aus dem fernen Asien war im letzten Jahre der König von

Siam

zu Besuch gekommen. Er hat seit Jahren eine ganze Menge Europäer an seinem Hofe, von denen er hörte, wie schön es in Europa ist. So machte er sich eines Tages auf und fuhr dahin. Alle Königs- und Kaiserhöfe besuchte er und machte große Augen über alle die Wunderdinge, die er sah. Überall aber kaufte er eine schwere Menge von Geschenken ein, für jede einer Frauen nur eines, — aber er hat deren auch 300.

Das Schlimmste aber hat der Hintende sich bis zuletzt aufgespart, weil er meinte, es würde während dem besser und bekäme wieder ein vernünftig Gesicht; aber nein, es wird nur immer böser damit, und so hilft's nichts, es muß in den Kalender hinein, so schlimm es einmal ist. Das ist nämlich der Krieg, den die

Amerikaner und die Spanier

widereinander führen. Um die Insel Kuba ist der Haß ausgebrochen, und um sie tobt jetzt

der Streit gerade so, wie im Jahre vorher der Streit um die Insel

Kreta ging. Die Spanier sollen die Insel herausgeben, so verlangen

die Amerikaner, weil diese es nicht mehr mit

anschen können, daß nicht vor ihrer Thür in

ihrem Stück rebelliert und Krieg geführt wird.

Zeit drei Jahren sind die Kubaner im Auf-

stande wider ihre Herren, die Spanier; immer ein

Regiment nach dem andern ist von Spanien

nach Kuba geschickt und dort ausgeladen worden,

und einen Sieg um den andern haben die Spanier

über die Rebellen errungen — wenn man nämlich den Spaniern das glaubt, was sie selbst darüber heim-

schreiben —, aber der Rebellen wurden deswegen nicht weniger, sondern eher mehr, und dafür starben die

spanischen Soldaten am gelben Fieber und an sonstigen Krankheiten nur so im Umsehen weg, — kurz, es

gab kein Ende, und da wollten die Amerikaner selbst ein Ende machen. Nun hätte das freilich in der

Art geschehen können, daß die Amerikaner nach Kuba übersehten und den Spaniern wider die Rebellen

halfen; dann wäre die Rebellion gewiß schnell zu Ende gewesen. Aber die Amerikaner spürten dazu

keine Lust; nein, sie hatten umgekehrt schon vorher den Rebellen geholfen, indem sie ein Auge zudrückten,

als sie sahen, wie die Rebellen auf amerikanischem Festlande Soldaten anwarben und Pulver und Blei

zusammenbrachten, denn der Amerikaner kann keinen Spanier leiden; dazu sind die Rassen zu verschieden; der Amerikaner ist fleißig, der Spanier faul. Der

Spanier sitzt seit Urzeiten auf der Insel Kuba und hat es nicht fertig gebracht, Handel und Gewerbe dort in die Höhe zu bringen. Der Amerikaner aber sagt sich: „Was würde ich aus Kuba machen, wenn es mein wäre!“ Namentlich ist es ihm um den vielen Zucker zu thun, der auf der Insel Kuba mehr gebaut werden könnte, wenn nur die Spanier nicht — Spanier wären. Jetzt muß Amerika jahraus jahrein so viel Zucker in Europa kaufen und dafür eine schwere Menge Geld bezahlen, während ihm vor der Thür das schönste, weiteste Land ist, wo all der Zucker, den Amerika braucht, aufs bequemste wachsen könnte. Das ärgerte die Amerikaner natürlich, ganz abgesehen von dem ewigen Schießen, das von der Insel zu ihnen herüberdröhnte. Aus dem Arger wurden Handel und aus den Handel gab es schließlich richtig Krieg, als es passierte, daß ein großes, schönes amerikanisches Kriegsschiff mit einemale in die Luft flog, das nichts ahnend bei den Spaniern im Hafen lag; denn die Amerikaner behaupteten,

die Spanier hätten dies Schiff boshafterweise in die Luft gesprengt, während das die Spanier entschieden ableugneten. Als sie miteinander nichteinig werden konnten, telegraphierte der amerikanische Präsident nach Madrid: jetzt hätte er alles satt, und wenn die Spanier nun nicht binnen drei Tagen machten, daß sie aus Kuba hinauskämen, dann würde er sie hinausjagen. — Das ließen sich nun die Spanier nicht bieten, und es



Spanier wie Amerikaner mußten auf den Markt gehen, um zu schauen, ob nicht irgendwo Kriegsschiffe zu kaufen wären.

kam richtig zum Kriege. — Man hätte nun meinen sollen, daß nach der langen Vorberhandlung jeder Teil gehörig vorbereitet gewesen wäre? Aber nein, Spanier wie Amerikaner mußten auf den Markt gehen, um zu schauen, ob nicht irgendwo Kriegsschiffe zu kaufen wären? — Hier und da war auch richtig eines zu haben, aber etwas Ernsthaftes ist lange nicht passiert, bis am 1. Mai die Amerikaner durch die Besetzung von Cavite bei Manila auf den Philippinen festen Fuß faßten, und jetzt gerade, wo der Drucker den Hintenden drängt, seinen Bericht fertig zu machen, weil sonst der Dampfer ohne die Kalender nach Amerika abfahren müßte, kommt die telegraphische Nachricht, daß die Amerikaner die Flotte des spanischen Admirals Cervera, welche in der Nacht vom 2. auf den 3. Juli aus ihrer Ankerstelle bei Santiago de Cuba entweichen wollte, vernichtet habe. Beide Teile sollen sich sehr tapfer geschlagen haben. So sind die Amerikaner in Westindien wie in Ostasien im Vorteil. Was weiter wird, hofft der Hintende im nächsten Brief von Gebatter August zu lesen, der just eben in Amerika herumreißt. So lange kann der Hintende aber nicht warten. Darum schließt er seine Epistel und wünscht den Amerikanern und den Spaniern, sie sollten sich bald wieder vertragen, denn der Friede nährt, der Unfriede aber zehrt.

Der neue deutsche Reichstag.

Am 16. Juni 1898 waren volle zehn Jahre um, seit Kaiser Wilhelm II. regiert. Der selbige Tag war von der Reichsregierung zu den neuen Wahlen für den Reichstag bestimmt worden. Heiß ging es dabei her, denn alle 14 Parteien, wie sie gebadet sind, hatten voll ins Horn gestochen und alle ihre Mannen aufgeboten, um diesmal etwas Besonderes zu erreichen. Der Ausgang war zweifelhaft, die Erwartung gespannt. Etliche meinten, diesmal käme ein ganz ausnahmsweise böser Reichstag zustande; andere wieder meinten, es würde umgekehrt sein und ein Reichstag gewählt werden — so süß wie Honigseim. Die Wirklichkeit aber blieb hübsch in der Mitte. Die ersten und Hauptwahlen zwar zeigten ein kurioses Gesicht, wie es bislang nicht dagewesen war: beinahe die Hälfte aller Wahlen blieb unentschieden, weil keiner der Kandidaten die nötige absolute Mehrheit erhalten hatte. So blieb die Spannung auf weitere acht Tage bestehen, und erst die Stichwahlen zeigten, wie es stand um den neuen Reichstag — nämlich auch nicht um ein Titelchen anders als vorher; der neue Reichstag war, wenn auch um fünf Jahre später geboren, der richtige Zwillingbruder von dem, der bis dahin das Leben hatte.

Die Stichwahlen also entschieden es, was der neue Reichstag für ein Gesicht aufsetzte. Die bösen Stichwahlen! Die Württemberger und die Berner haben sich als geschickt erwiesen, indem sie für ihre Wahlen die Stichwahlen abschafften; und warum wohl, Hansfrieder, wißt Ihr's? Ja, Ihr hab't ja selber miterlebt und durchgemacht! Wegen des Feilschens und Handelns, das vor diesen Stichwahlen stattzufinden pflegt. Die eine Partei verlangt, die andere bietet; es ist wie beim Pferdehandel und geht doch um eine so schöne, edle, große Sache! Darum nämlich, den richtigen Vertreter zu bestellen, der zu Berlin vor der Reichsregierung und dem Kaiser selber mit Ja und Nein laut und deutlich bekennen soll, wie das Volk in all den vielen und wichtigen Dingen denkt, über welche der Reichstag berät und beschließt. Die Württemberger und die Berner haben es so eingerichtet, daß auch diejenigen Parteien, die nicht die Mehrheit haben, doch vertreten sind und somit zu Worte kommen im Verhältnis (oder in der Proportion) der verschiedenen Stimmen, weswegen eben diese Art Wahl auf fremdländisch — denn so klingt's besser — das „Proportionalssystem“ heißt. Dieser Name aber ist das einzig Schlimme daran; die Sache selbst ist gut. —

Ja, wie beim Pferdehandel und schlimmer noch ist es bei den Stichwahlen zugegangen. Parteien, die einander sonst nicht ausstehen können, haben einen Pakt gemacht, einander freundlichst unter die Arme zu greifen, wenn die eine Partei hier, die andere dort einen ihrer Männer durchzubringen vermeinte. Am schlimmsten aber ist es in unserem gesegneten Baden zugegangen. Die Leute vom Centrum sind immer die ersten gewesen, um sich

zu melden, wenn zum Kampfe wider den Umsturz wider die Sozialisten und Anarchisten aufgerufen wurde. Sie haben die Finger in die Höhe gereckt und haben geschrien: „Dazu sind wir speziell da; wir sind gerichtet darauf, die Sozialisten und all das andere gefährliche Zeug aus der Welt zu schaffen.“ Schöne Worte, und geglaubt sind sie ihnen von einem und dem anderen wirklich worden. Wie aber war die That? Als es darauf ankam, ob Pforzheim und Mannheim, ja ob die Großherzogliche Residenz selbst sozialdemokratisch wählen sollte oder national liberal, auf welche Seite schlugen sich da die Schängel von Thron und Altar? Sie marschieren sachte hinten um die Front herum und gingen vor den Sozialisten über, und zwar ausdrücklich gegen den Willen und die Absicht der übrigen Centrumskräfte im Reiche; die Badener wollten eben etwas Ertrinken haben. — Die Folge war richtig die, daß die genannten Städte im neuen Reichstage von 3 Sozialisten vertreten werden. Im übrigen kommt es den Hinkenden auf die 3 Sozialisten nicht so sehr an, ob ihrer drei mehr oder weniger sind, das giebt der Reichstage doch kein anderes Gesicht, denn etliche von ihnen sitzen ja so wie so immer im Loche; drei vom Centrum dagegen wären dreimal schlimmer, zumal nie einer von ihnen im Loche sitzt; dazu hat sie viel zu gerieben. —

Dreihundertsiebenundneunzig Herren sind es, die im Reichstag sitzen, wenn derselbe ganz bei einander ist. Davon war ein gutes Viertel schon im vorigen schwarz, schwarz wie die Nacht, und jetzt, nach den neuen Wahlen, sind es gar ihrer sechs mehr. Zudem kommen die Notizen; die machen ein rundes Stücken aus, und acht Mann haben sie diesmal mehr, als sie letzthin schon hatten.

Der Reichskanzler freilich, als er die Liste von dem neuen Reichstage in die Hand bekam, machte ganz kein freudig Gesicht; er hatte wohl im stillen gemurmelt, nun würde es anders werden und er würde es nicht nötig haben, allen immer so gewaltig zuzureden, wenn er wieder einmal etwas Besonderes vorhat, in Deutschland zu Lande und zur See zu krähen. Aber nein, es hatte nicht sein sollen; es ist eben beim alten geblieben, und er wird sich somit nicht stark zusammennehmen müssen, wenn er seinen Reden gehörig ausfüllen soll.

Die Wahl gilt nir.

Bei der Wahl ging's zu Dummelsheim hinstürzen zu. Im Schulhaus saß der Wahlvorstand hinter der Urne, und im „Karpfen“ saßen die Wähler beim Bier und sagten einander Anzüglichkeiten. Nur einmal war still; das war der Tupsentoni; er freute sich, daß er am nämlichen Tage seine 4 Säue verkauft hatte, 32 Pfennig das Pfund lebend Gewicht; und 's Gewicht hatte er auch schon auf der Gemeindeversammlung richtig machen lassen. Nun kam's nur noch dran an, daß der Metzger kam und zahlte auf den Fett hin, den er wohlverwahrt in der Westentasche hatte.

Er griff darnach: Kreuzirten! Bomben und Blei! Was ist denn das? Er hat seinen Wahlzettel in der Hand; der Wiegezettel aber fehlt! Den hatte er aus Versehen in die Urne gethan. Auf springt er und stürzt 'nüber ins Wahllokal. „Die Wahl gilt mir,“ schreit er, „ich will mein' Sauzettel heraus haben!“ Es brauchte eine ganze Weile, bis der Wahlvorstand begriff, was los war; den Sauzettel gab er trotzdem nicht heraus. Der Lupsentoni aber will sich beim Reichskanzler beschweren; er meint partout, die Wahl sei ungültig.

Ein Diener vom Lande.

Die Frau Baronin von Schnuten-Schnutenheim hat einen neuen Diener eingestellt. Der bisherige war ihr zu ausgepökt geworden, und so wollte sie es einmal mit einem versuchen, der direkt vom Lande kam. Es war die richtige männliche „Unschuld vom Lande“; er wußte so gar nichts von der feinen Lebensart; es war zum Tottlachen mit ihm, was er für Dummheiten machte; mitunter aber auch war's recht ärgerlich. So lieferte er leztlich folgendes Stücklein.

Die Frau Baronin hatte ihm mit vieler Mühe beigebracht, daß sie mitunter nicht daheim zu sein wünschte, während sie in Wirklichkeit doch daheim war. Unser Jean — eigentlich hieß er schlichtweg Peter; aber das klang der Frau Baronin zu gemein, und so rief sie ihn „Jean“ — unser Jean also verstand das im Anfang gar nicht; er sah die Leute geschneigelt und gebügelt vorfahren und die Treppe hinauf eilen; dann fragten sie dringend, ob die gnädige Frau wohl daheim wäre, ob sie dieselbe sprechen könnten? Zugleich gaben sie ein klein weiß Kärtlein ab, auf dem etwas gedruckt stand. Der Peter — oder vielmehr der Jean — griff dann immer — so war es ihm beigebracht, hinter sich und holte vom Flurtisch ein silberglänzendes Tablett (es war übrigens nur aus ganz gewöhnlichem Nidel), worauf er die besagte Karte gleiten ließ. Dann ging er anscheinend damit in die inneren Gemächer, um nachzuschauen, ob die Frau Baronin daheim wär'. In Wahrheit machte er sich nur weiter hinten

im dunklen Flur ein wenig zu schaffen; dann kam er wieder hervor und sagte: „Die Frau Baronin ist ausgefahren.“

Der Besuch bedauerte es dann regelmäßig aufs tiefste, daß dem so sei — in Wirklichkeit war er diebisch froh darüber — und empfahl sich.

Leztlich kam nun ein Besuch, bei dem sich die Sache im Anfang wieder ganz regelrecht abspielte. Das Kärtchen glitt auf das Tablett, Jean verschwand auf ein Momentchen nach hinten zu im Düstern und erschien dann wieder mit der bedauerlichen Auskunft: „Frau Baronin ist ausgefahren.“ Diesmal war nun aber der Besucher durchaus nicht froh über die

Nachricht, denn es war der Herr von Schnippel, der die Frau Baronin gern geheiratet hätte und gekommen war, ihr ein wenig die Cour zu schneiden.

„So,“ meinte er und steckte unserem Jean ein Fünzigpfennigstück in die schwielige Faust, „bitte, sehen Sie doch noch einmal nach, ob sie nicht am Ende inzwischen heimgekommen ist.“ Verdutzt stand der Jean; der Herr v. Schnippel gab ihm aber einen leichten Schubs, und so bewegte sich Peter nochmals dem Hintergrunde zu. Hier fand er, daß die Thür zum Salon ein wenig offen stand; dicht daran stand die Frau Baronin, die rasch die Karte vom Tablett nahm. „So 'n Affe; was denkt denn der?! Ich bin ausgefahren,“ zischte sie.

Unser Jean schiebt sich wieder vorwärts ins Licht und bringt nach einer kleinen Weile von neuem den Bescheid, daß die gnädige Frau wirklich ausgefahren sei.

„Nicht möglich,“ ruft der Herr von Schnippel. „Wissen Sie es denn ganz sicher?“

„So sicher wie der Tod,“ erwidert darauf unser Peter „sie hat mir's ja eben selbst gesagt.“

Der Deutsche ehrt zu allen Zeiten
Der Fürsten heiligen Beruf; —
Doch liebt er frei einherzuschreiten
Und aufrecht, wie ihn Gott erschuf. Uhländ.

Am Abend wird man klug
Für den vergangnen Tag,
Doch niemals klug genug
Für den, der kommen mag. Fr. Rückert.



Die Frau Baronin hatte ihm mit vieler Mühe beigebracht, daß sie mitunter nicht daheim zu sein wünschte.